

Geschlecht und Sicherheit auf dem Land

Daniela Klimke

Der ländliche Raum ist durch eine unterschiedlich starke kulturelle Annäherung an den städtischen geprägt, wodurch nicht nur Ländlichkeiten selbst zu differenzieren sind, sondern darüber hinaus auch die Grenzen zwischen Stadt und Land weniger als harter Kontrast denn als fließender Übergang bestehen. Stadt und Land bilden eine »hybride Relation« (Cloke 2003, 2). Gleichwohl scheinen zwei Faktoren entscheidend für die Herausbildung einer ländlichen Kultur. Der eine liegt auf einer materiellen Ebene des Raums selbst, aus dem die Menge persönlicher Kontakte zwischen den Landbewohner*innen resultiert. Aus der engen Verbindung zwischen den Menschen entstehe ein »Sinn gemeinschaftlicher Identität und Zugehörigkeit zu einer Gruppe« (Weisheit/Wells 1996, 383). Hieraus folgten eine verstärkte Wachsamkeit gegenüber Kriminalität und ein Misstrauen gegenüber Fremden. Im »doing rurality« erhält das Land als materieller Raum einen sozialen Überbau, der sich im Sinne einer relationalen Raumdefinition zur Stadt abgrenzt (Löw 2001, 15; 263). Hier wird das Landleben noch immer als ruhig, naturverbunden und mit intensiven Sozialkontakten sowie gemeinsam geteilten Werten und Normen und als traditionale Gemeinschaft verstanden. Trotz tatsächlicher Verwischung der starken Kontraste zwischen Stadt und Land, besteht weiterhin eine »gedachte Opposition zwischen der *sozialen* Signifikanz des Städtischen und des Ruralen [...], die sowohl Ideen und Bedeutungen über das Ländliche als auch die Einstellungen und Praktiken bestimmen«¹ (Cloke 2006, 382; Herv.i.O.).

Die Natur erscheint als »Puffer gegen die Furcht, als Schutz ländlicher Räume und Gemeinschaften und als Gegenmacht zu den teuflischen Einflüssen des Fortschritts, der Modernität und des Urbanen« (Little 2008, 90). Die Stadt wird im Wesentlichen als Auflösung dieser Eigentlichkeit dagegen

1 Für den leichten Lesefluss habe ich alle fremdsprachigen Zitate übersetzt.

gehalten und in Begriffen von Unordnung, Kriminalität, Auflösung sozialer Bande, Entfremdung der Menschen voneinander und von der Naturerfahrung verstanden, kurz: In den negativ besetzten Erscheinungen sozialer *Diversität*, *Distanz* und *Devianz* der Bewohner*innen.

Sowohl die materiellen Raumbedingungen auf dem Land als auch die kulturellen Ruralitätsvorstellungen wirken auf das *doing gender* (West/Zimmerman 1987). Weiblichkeit scheint noch deutlich stärker als im städtischen Raum durch traditionelle Orientierungen an Vulnerabilität und Wehrlosigkeit geprägt. Die häufig zurückzulegenden weiten Distanzen in der ländlichen Einsamkeit verstärken das Gefühl der Schutzlosigkeit. Dagegen gerät »ländliche Männlichkeit zum Wesen der Männlichkeit, der rohen Kraft und Körperlichkeit« (Carrington/Scott 2008, 661).

Vorgestellt werden hier die Ergebnisse des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung von 2011 bis 2014 geförderten Forschungsprojekts »Sicherheitsmentalitäten im ländlichen Raum«, das ich zusammen mit Nina Oelkers und Martin Schweer der Universität Vechta durchgeführt habe. Das Konzept der Sicherheitsmentalitäten (siehe Klimke 2008; Klimke u.a. 2019) scheint geeignet, um eine Perspektive der Akteure auf ihre rurale Lebenswelt zu untersuchen. Die Furcht vor kriminellen Adressierungen korrespondiert mit weiteren Unsicherheiten und ist damit nur Teil umfassender sicherheitsbezogener Einstellungen und Verhaltensweisen. Das hierfür entwickelte alternative Konzept der Sicherheitsmentalitäten umfasst daher Dispositionen der Vorstellungen und Wahrnehmungen von Risiken sowie Praktiken, mit ihnen umzugehen. Die Bearbeitung von Kriminalitätsrisiken erfolgt als Ergebnis einer Übersetzung und Anwendung von Unsicherheitsdispositionen auf das Gesamtfeld der Kriminalität, womit nicht allein die einzelnen Dimensionen der Kriminalitätsfurcht gemeint sind, sondern auch etwa kriminalpolitische Einstellungen, Alltagstheorien zur Erklärung und Prävention von Kriminalität und so weiter. Das Konzept der Sicherheitsmentalitäten grenzt sich von der Kriminalitätsfurchtforschung im Wesentlichen ab, indem Unsicherheitsdispositionen, die sich im Denken, Wahrnehmen und Handeln der Individuen abbilden, in ihrer Gesamtheit und überdies in ihrer persönlichen und sozialen Kontextuierung erfasst werden. Statt der Einstellungsebene der Unsicherheit (affektiv und kognitiv) stehen die Schutzmaßnahmen als tatsächlich gelebte Praxis der Akteure im Vordergrund. Schließlich erfordert diese Perspektive einen aufwendigeren methodischen Zugang, der eines qualitativen Designs, auch gegebenenfalls in Kombination mit einer quantitativen Befragung, bedarf. In Anlehnung an Bourdieus (1982) Habituskonzept las-

sen sich Sicherheitsmentalitäten als strukturierendes Prinzip verstehen, auf dessen Grundlage Akteure sozial interagieren, gesellschaftliche Wirklichkeit herstellen und das seinerseits sozial hervorgebracht wird. Mit dieser breiten Kontextuierung der Sicherheitsmentalitäten als Produkt und Produzent gesellschaftlicher Wirklichkeit wird zum einen die individualistisch-rationalistische Konzeption der Kriminalitätsfurcht aufgegeben. Zum anderen trägt dieses Konzept dem Umstand Rechnung, dass Kriminalitätsfurcht – wie Kriminalität selbst – kein einfach vorfindlicher und zählbarer Gegenstand, sondern Ergebnis sozialer Definitionsprozesse ist. Entscheidend ist mithin von vornherein gesellschaftliche Unsicherheitsdiskurse, etwa zum Geschlecht, zu Migration und so weiter als Teil dieses Konzepts miteinzubeziehen, auf deren Grundlage sich erst die Angst vor Kriminalität herausbildet.

Indem Sicherheitsmentalitäten als Produkte und Produzenten sozialer Wirklichkeit verstanden werden, können hiermit sowohl die sozialen Konstruktionen des ländlichen Raums, sein diskursiver Überbau als auch seine materielle Beschaffenheit aus Sicht seiner Bewohner*innen untersucht werden.

Die empirische Grundlage für dieses Projekt bildeten insgesamt acht Gruppendiskussionen in zwei benachbarten niedersächsischen Landkreisen – hier bezeichnet als A und B – von ein bis zwei Stunden Dauer mit jeweils fünf bis sieben Bürger*innen bzw. Expert*innen (aus Polizei, Verwaltung, Justiz und Politik) zum Thema der (Un-)Sicherheit vor Ort. A und B zählen rund 30.000 Einwohner*innen. A weist höhere Einkommen auf und einen geringen Arbeitslosenanteil von 3,7 % (Januar 2013) gegenüber B mit niedrigerer Kaufkraft und 5,4 % Arbeitslosenquote (auch hinsichtlich SGB II-Quote, Bildungs- und Ausbildungssituation, Anteil der Langzeitarbeitslosen etc. ist der Landkreis B gegenüber A leicht benachteiligt). Die Gruppendiskussionen setzten sich aus Teilnehmer*innen sowohl aus dem kleinstädtischen Kern als auch aus den sehr ländlich geprägten umliegenden Ortschaften zusammen. Damit konnte eine rurale Kultur von einer (klein-)städtischen durch die Teilnehmer*innen der Gruppendiskussionen selbst abgegrenzt werden. Für die Gruppendiskussionen wurden keine Realgruppen gewählt, sondern Personen in einem ähnlichen Lebensabschnitt (Jugendliche, Studierende, Eltern, Senior*innen), um spezifische lebensverlaufsgebundene Perspektiven auf den Raum zu untersuchen.

Eindrücklich wird daher in den von uns initiierten Gruppendiskussionen zu Sicherheit und Kriminalität das gute Sicherheitserleben in den Landkreisen betont. Hierbei greifen die Diskutanten auf Konstruktionen von Länd-

lichkeit zurück, die in besonderer Weise die nachbarschaftlichen Kontakte in den Vordergrund rücken. Das Sicherheitserleben beruht auf den »country values« (Little 2008, 92). Sie umfassen das Vertrauen zueinander und ein enges Miteinander unter den Bewohner*innen, das als traditionelle und moralische Gemeinschaft empfunden wird. Wird jedoch vertiefend nach unsicherheitsstiftenden Situationen gefragt, die erlebt wurden oder von denen die Bewohner*innen gehört hatten, werden auch die Schattenseiten des ländlichen Idylls erkennbar.

Kriminalität auf dem Land ist deutlich stärker als im urbanen Raum eine lebensweltliche Angelegenheit der Bewohner*innen, in die man häufig zumindest mittelbar über Bekanntschaft involviert ist. Daraus resultiert zugleich ein markanter Unterschied in den Schutzpraktiken zwischen städtischem und ländlichem Raum. Der von Großstadtbewohner*innen entwickelte *urban sense* als Kompetenz, mit Diversität und den je verschiedenen Regeln des sozialen Miteinanders an den verschiedenen Orten umgehen zu können, sei es durch wachsame oder durch gezielt vermeidende Strategien (Klimke 2008), bildet sich bei den Landbewohner*innen nicht heraus. Der urbane Raum weist die Anonymität und Pluralität der Begegnungsräume auf, die auch die reelle Chance bietet, dass man nicht erneut aufeinandertreffen muss und sich so Konflikte nicht so leicht vertiefen. Auf dem Land hingegen sind die Möglichkeiten des Ausweichens deutlich geringer. Die sozialen Überschneidungen betreffen die Volksfeste, die wenigen Bars und Einkaufsmöglichkeiten bis hin zu den Elternabenden, wo sich die Widersacher*innen wieder begegnen können. Reicht es in der Stadt, ein als riskant wahrgenommenes Ereignis im öffentlichen Raum situativ geschickt zu meistern, richten sich die ruralen Schutzpraktiken in Teilen auf die Zukunft des gedeihlichen Zusammenlebens. Ein *rural sense* zielt im besten Fall nicht einfach nur auf die eigene Sicherheit in bestimmten Situationen ab, sondern auf ein dauerhaft einvernehmliches Miteinander. Er liegt in der besonderen Kompetenz der Landbewohner*innen, schwelende oder erwartbare Konflikte mit (meist bekannten) Unruhestiftern in direkten Begegnungen deeskalierend zu bearbeiten.

1. »Von drauß vom Walde komm ich her« – Schutzstrategien auf dem Land

Im Unterschied zur Stadt werden über alle von uns durchgeführten Gruppendiskussionen hinweg die materiellen Bedingungen des ländlichen Raums

problematisiert. Eine besondere Bedeutung kommt dabei den Wäldern und anderen ausgedehnten Grün- und Ackerflächen zu, die einsam und kaum oder gar nicht beleuchtet sind. Deutlich zeigt sich in der folgenden Diskussionspassage eine differenzierte »Geographie der Furcht« (Madge 1997). Im Unterschied zum städtischen Raum handelt es sich aber nicht um einzelne Orte (Straßen, Plätze, Parks), die gezielt und meist auch ohne großen Aufwand gemieden werden können, sondern um große Areale der Unsicherheit vor allem in den Abendstunden, die nur schwer umgangen werden können.

Bf: Ich weiß also allein nachts durch den Stadtpark gehen, würde ich nicht machen.

Cf: Nee, das würde ich auch nicht machen.

Am: Also, ich fühl' mich da selbst...

Cf: Ich würde auch nachts nicht am G-See fahren.

Am: Nee.

Cf: Das würde ich auch nicht machen.

Bf: G-See?

Cf: Ja, kennst du den? Also...

Bf: Ja, äh.

Cf: ... da sind ganz viel Bäume, und es ist schon ein bisschen dunkler da und teilweise schlecht beleuchtet.

Am: Ja, okay.

Cf: Und, ähm, in der Nähe ist auch 'ne Gaststätte. Und ich weiß nicht, ich wollt' da nicht so gern dann alleine 'rumfahren, durchfahren.

Bf: Mhm.

Cf: Weil man da halt schlecht was sieht. Und dann ist da ja noch so ein kleines Waldstück.

(Interview Gruppe Studierende aus B, Z 291-309)²

Der Wald werde durch verschiedene Gruppen unterschiedlich wahrgenommen. Für die Älteren repräsentiere er eine ursprüngliche Naturlandschaft; für Frauen und speziell Mütter mit Kindern bedeute er häufig ein Ort der Furcht und der Kriminalität; junge Leute verbänden mit ihm eine Flucht aus der Kontrolle von Erwachsenen und Autoritäten (Milbourne u.a. 2006, 236). Die Raumdeutungen variieren vor allem bei Frauen systematisch mit der Tages-

2 Die einzelnen Teilnehmer*innen wurden in der Transkription nach der Reihenfolge ihre Platzierung mit Großbuchstaben gekennzeichnet, ihr Geschlecht mit den Kleinbuchstaben »f« und »m«.

und Nachtzeit. Kommt den Grünflächen am Tage ein besonderer Erholungswert zu, wandeln sich die im Hellen genossenen Kennzeichen der Ruhe bei Dunkelheit in bedrohliche Einsamkeit. Koskela (1998) führt den Begriff der »sozialen Nacht« ein. In ihrer Studie in Helsinki zeigte sich, dass Frauen Sommer- und Winternächte gleichermaßen als gefährlich wahrnehmen. Im Winter sorgte man sich, dass sich Angreifer in der Dunkelheit verstecken; im Sommer, weil die wärmeren Temperaturen bedeuten, dass auch mehr Männer in Parks und Wäldern unterwegs sind. Die Mehrdeutigkeit des Waldes als Ort der Ruhe einerseits und als Angst erregend andererseits spiegelt sich auch in einigen Passagen unserer Gruppendiskussionen wider.

Neben der Vermeidung der bedrohlichen Grünzonen geben einige jüngere Diskussionsgruppenteilnehmer auch an, aus Sicherheitsgründen diese Strecken besonders schnell zu passieren. Diese Praktik wurde im städtischen Raum einer Hamburger Studie (Klimke 2008) allenfalls genannt, um ad hoc auf eine bedrohliche Begegnung zu reagieren, nie aber als geplante Schutzstrategie. Auf dem Land hingegen ist das Tempo eine wichtige Schutzstrategie, wenn man sich ansonsten ungeschützt im abgeschiedenen öffentlichen Raum bewegt. Die jungen Landbewohner*innen machen sich meist per Fahrrad auf den Weg. Die weiblichen Teilnehmerinnen hoffen, so kein leichtes Ziel für einen Übergriff zu sein. Die Angst vor körperlichen (vermutlich sexuellen) Übergriffen steht im Mittelpunkt der Schutzpraktik.

Ef: Fahr' auch immer mit dem Fahrrad. Also, Auto wär' natürlich noch besser. Aber ich versuch' das so dann zu vermeiden, abends, äh, äh, zu Fuß zu laufen. Ich nehm' immer mein Fahrrad und fahr' schnell Fahrrad. So, dass ich...

Cf: Ja.

Ef: Vielleicht bilde ich mir das ein. Aber dann denk' ich mir, wenn die Person mich dann haben will oder irgendwas mir antun möchte, dann würde sie es nicht schaffen, weil ich ja mit 'nem Fahrrad bin.

Cf: Ja.

Ef: Da ist noch die Wahrscheinlichkeit höher, äh, dass man entkommt. (Interview Gruppe Studierende aus A, Z 720-729)

Junge Männer dagegen wiesen unabhängig von jeweiligen Umgebungsbedingungen zwar einen »konstant hohen Level der Vorsicht« auf, aber vertrauten eben auch auf ihre Fähigkeit, notfalls schnell fliehen zu können (Brownlow 2005, 589). Frauen trauen eher nicht ihren Möglichkeiten, aus eigener Kraft eine gefährliche Situation unbeschadet zu bestehen, indem sie fliehen oder sich verteidigen. Sie verlassen sich im Wesentlichen auf ihre Fähigkeit, die

mögliche Gefährlichkeit eines Ortes richtig zu bestimmen, um ihn dann idealerweise zu meiden (ebd.). Zu dieser Vorsicht gehört es für Frauen auch oft, selbst scheinbar harmlose Situationen kreativ in Richtung einer Gefährdung weiterzudenken.

Df: Ich bin früher von L [Kleinstadt] mit Fahrrad nachts um zwei nach Hause gefahren. Und da ist mir mal ein Auto, ach, ein Fahrradfahrer ohne Licht entgegengekommen. Ey, mein Herz, das ist mir so in die Hose gesackt, weil ich hatte Licht an, fahr und bin so richtig 25, 30 gefahren, hatte so, so 'nen tolles Rad. Ich bin fast vor Schreck umgefallen. Und das hat mir echt so'n bisschen zu denken gegeben, weil wenn da wirklich jemand steht, der braucht da nur 'nen, mh, 'nen Stock hinhalten und man...

Bm: Ja, erschreckst dich halt.

Af: Und du liegst da, hm.

Df: Ja, und man hat dann überhaupt keine Chance. Hab' ja auch immer gedacht, bin groß und kräftig, mich halten alle für nen Mann, aber...

(Interview Gruppe Familien aus A, Z 237-251)

Die Gefahr selbst bleibt dabei, wie in allen Diskussionspassagen, sehr vage. Man erahnt jedoch, dass schemenhaft an sexuelle Übergriffe gedacht wird, ohne dass die Teilnehmerinnen diesen Gedanken vermutlich selbst allzu konkret fassen wollen. Sehr konkret aber wird mit zweierlei gerechnet: dass es irgendwann passiert und dass man sich nicht wehren kann.

Die im Vorfeld ergriffenen Schutzvorkehrungen, wie einen Selbstverteidigungskurs zu absolvieren, Pfefferspray mitzuführen oder einen Schlüssel vorsorglich zur Abwehr in der Hand zu halten, all diesen durchaus wahrgenommenen Möglichkeiten schreiben die Frauen zumeist keine Wirkung zu. Offenbar aber wird weniger den Maßnahmen selbst misstraut als der Möglichkeit, die Wehrhaftigkeit und die Zuversicht aufzubringen, sich aktiv schützen zu können. Mit unübersichtlichen Taschen, in denen das Pfefferspray oder andere Gegenstände zur Verteidigung nicht gefunden werden, und der Vermutung, mit Abwehrmaßnahmen erst recht einen Angriff zu provozieren, werden recht fadenscheinige Begründungen dafür geliefert, dass man sich doch nur eines gewiss sein kann, nämlich die Opferrolle einnehmen zu müssen. Diese Gewissheit vermittelt den Verdacht, dass Frauen die eigene Wehrhaftigkeit möglicherweise auch als unweiblich empfinden.

Ff: Eine Zeit lang hab' ich immer Pfefferspray mitgehabt, aber das hab' ich auch nicht mehr.

Ef: Da bin ich die, das hab' ich die ganze Zeit überlegt, wenn ich nachts mal alleine durch'n Wald, [...] das würd' ich nicht tun.

Df: Aber das muss man ja, das muss ich dann auch noch aus der Tasche fischen.

Ef: Ja.

Df: Und bei diesen Taschen heutzutage.

Ff: Also, wenn man nachts unterwegs ist, kann man das eigentlich in die Hand nehmen, denke ich.

Cm: Strahlt man nicht damit aus, dass ich jetzt angegriffen werden will?

[...]

Cm: Unbewusst gibt man das irgendwie. Ich kenn' das bei Hunden, also, eh, mich mögen die Hunde nicht, weil ich vor denen Angst hab'.

(Interview Gruppe Familie aus A, Z 1642-1161)

Zwar sind gefährdete Personen gut beraten, sich gegen Kriminalität im Vorfeld zu wappnen und sich in Viktimisierungssituationen aktiv zu wehren. Empirische Studien bestätigen übereinstimmend mit den theoretischen Überlegungen der kriminologischen Gelegenheitsansätze überwiegend, dass eine massive Gegenwehr des Opfers, verbal oder handgreiflich, es weniger zu einem »suitable victim« macht und überdies das Risiko für den Angreifer erhöht, entdeckt zu werden (Guerette 2010). Auffallend ist aber in Übereinstimmung mit dem oben genannten Forschungsbefund (Brownlow 2005, 589), dass Frauen durchweg das Zutrauen in ihre Fähigkeiten fehlt, sich gegen einen Angriff wehren zu können.

Gerade die jüngeren Frauen schildern als vorrangige Schutzmaßnahme vor allem in den späten Abendstunden das Zusammenfinden in Gruppen. Gemäß des Routine-Activity-Ansatzes ist gerade diese Bevölkerungsgruppe gefährdet, weil sie »Lebensstile aufweist, zu denen es gehört, das Zuhause häufig zu verlassen und sich Fremden auszusetzen oder Personen im kriminalitätsanfälligen Alter«, wie eine Studie zu studentischem Selbstschutzverhalten ergab (Tewksbury/Mustaine 2003, 315; 320).

Bf: Also, bei uns ist es offenbar so: wir sind eher so im Rudel unterwegs. Da kommt...

Cf: Hm.

Bf: ... auch nicht so Angst auf, weil wenn du dann mit drei vier Mädels unterwegs bist, dann kannst du dich noch ganz anders wehren als wenn du, ähm, alleine irgendwie bist, finde ich.

Cf: Hm, ja das stimmt.

(Interview Gruppe Studierende aus B, Z 284-290)

Vor allem die weiblichen und jüngeren Diskussionsteilnehmer*innen berichten ganz überwiegend von der Schutzstrategie, sich in Gruppen zusammenzufinden, wenn sie abends den Heimweg antreten. Diese Maßnahme, den öffentlichen Raum in den Abendstunden nicht mehr allein zu nutzen, wird auch in der Stadt durchaus häufiger von jüngeren Frauen genannt. Im Unterschied aber zum urbanen Raum muss diese Praxis auf dem Land nicht schon im Vorfeld organisiert werden, sondern ergibt sich ganz von selbst, indem man sich spontan anderen anschließt, um zumindest einen Teil des Weges nicht allein unterwegs zu sein.

Df: Das ist mir, zum Beispiel [Volksfest] ist auch so'n typische – da versuch' ich eigentlich, nie irgendwie alleine rum zu struntzen. Da hab' ich nämlich auch schon komische Erfahrungen gemacht. Von daher immer irgendwie in 'ner Gruppe zu sein, und wenn' nur 'ne Gruppe ist, die ich vielleicht nicht ganz so gut kenne, geh' ich da mal eben kurz mit. Hauptsache, irgendwie in so'ner Gruppe, weil als Einziger all- alleine, ist man halt immer angreifbar, sei es verbal oder auch körperlich, ne.

(Interview Gruppe Familie aus A, Z 1630-1638)

Die männlichen Teilnehmer scheinen diese Maßnahme zumindest in Teilen auch zu praktizieren, wie aus den Schilderungen hervorgeht. Als Schutzmaßnahme will man das aber offenbar nicht verstanden wissen. Die Begleitung im öffentlichen Raum erscheint als Schutzpraxis, die allein den Frauen vorbehalten ist, weil sie ganz zweifellos als vulnerabel gelten, vor allem hinsichtlich sexueller Adressierungen. Diese spezifische Verletzbarkeit der (jungen) Frauen ist ein so selbstverständlicher Teil sicherheitsmentaler Einstellungen, dass er im Hintergrund mitschwingt, ohne einer expliziten Erwähnung zu bedürfen. Lediglich eine studentische Gruppendiskussion kommt auf den Geschlechterunterschied im Selbstschutzverhalten explizit zu sprechen.

Am: [...] also, aus männlicher Sicht würd' ich jetzt sagen, nicht, dass man da unbedingt drauf wartet, dass irgendeiner dann unbedingt mitkommt, ne. Aber für Frauen ist das schon, also, ich lass' meine Mitbewohnerinnen, wenn die da sind oder so, die lass' ich auch nicht alleine nach Hause gehen.

(Interview Gruppe Studierende aus A, Z 761-764)

Die Konstruktion weiblicher Vulnerabilität und Schutzbedürftigkeit ist durchaus nicht auf den ruralen Raum beschränkt. Die ruralen materiellen Raumbedingungen beängstigen aber insbesondere junge Frauen, die oft weite Distanzen in dunkler Abgeschiedenheit zu bewältigen haben, um am sozialen Leben teilzunehmen. Daraus entwickeln sich ganz andere Schutzstrategien als in der Stadt. Reicht es im urbanen Raum, bestimmte Ecken, Straßen, Kneipen und so weiter gezielt und ohne allzu großen Aufwand zu vermeiden oder sich in das Taxi zu setzen, um sich sicher zu fühlen, verlangt der ländliche Raum seinen Bewohnerinnen deutlich mehr an Schutzaufwand ab. Das Tempo, mit dem die unvermeidbaren Grünzonen meist per Fahrrad bewältigt werden, wird da zur eigenen Präventionsmaßnahme. In der Stadt nutzen Frauen auch eine Begleitung aus Sicherheitsgründen. Sie wird aber von vornherein verabredet. Auf dem Land hingegen ist das aufgrund der weiten Distanzen der Wohnorte nicht so leicht möglich. Andererseits erleichtert es die soziale Nähe der Landbewohner*innen, sich spontan anderen anzuschließen. Die eigene Wehrhaftigkeit, der Frauen in der Stadt durchaus in Teilen vertrauen, wird von Landbewohnerinnen durchweg nicht wahrgenommen. Dies mag auch mit der Einsamkeit zu erklären sein, die Frauen auf dem Land eher entmutigt als Frauen in der Stadt, die immerhin damit rechnen können, im Falle einer Auseinandersetzung nicht unbedingt allein dazustehen.

2. Die sexuell gefährdete Landbewohnerin

Die Ebene gesellschaftlicher Diskurse über das Frau- und Mannsein bilden die Hintergrundfolie für gefährdete und gefährliche Körper sowie für die Risikodeutungen. Die vulnerable Frau wird als Gegenstück und Ableitung zur verletzungsmächtigen Männlichkeit hergestellt. Wesentlich wirkt das Prinzip der Verletzungsoffenheit und -mächtigkeit über die körperliche Dimension.

»Frauen werden so sozialisiert, dass sie sich vulnerabel fühlen. Dieses Vulnerabilitätsgefühl wird jedoch durch kontinuierliche Belästigungen von Männern verstärkt« (Jennett 1998, 35).

Der weibliche Körper ist nicht nur »unablässig der Objektivierung durch den Blick und die Reden der anderen ausgesetzt« (Bourdieu 2005, 112), wodurch eine eindeutige Subjekt-Objekt-Beziehung geschaffen wird. Neben den Blicken und Reden über Frauen sind es auch sexuell konnotierte Hands-on-Delikte, die nicht nur Entwürdigung und gar Verletzungen bedeuten, sondern Frauen »in ihre Schranken« zu weisen vermögen, was durchaus wörtlich verstanden werden kann. Denn Frauen reagieren auf solche Interaktionen sehr häufig mit der Meidung nicht nur bestimmter Gegenden und Situationen, sondern schränken ihren Bewegungsraum oft auch so stark ein, dass ihre soziokulturelle Teilhabe signifikant beschnitten wird. Die starken Einschränkungen werden von Frauen kaum beklagt, sondern als selbstverständlicher Teil der Alltagsroutinen berichtet (Klimke 2008, 155), um die herum sich Weiblichkeit in Einklang mit den Geschlechterverhältnissen konstruiert.

»Die kulturellen Konstruktionen weiblicher Opferwerdung sind eine bedeutende Quelle informeller und formeller sozialer Kontrolle über Frauen. Sie schließen die angemessenen Rollen für Frauen und den besten Weg zur Disziplinierung des Verhaltens von Mädchen und Frauen ein. Populäre Diskurse über die Opferwerdung von Frauen stimmen eng überein mit betont femininen Idealen von Frauen als vulnerabel, geschlechtlich und dem Schutz der Männer bedürftend.« (Cavender u.a. 1999, 645)

Vor allem in den drei jüngeren Diskussionsgruppen der Studierenden und Jugendlichen werden Vergewaltigungsgeschichten berichtet, die sich am Rand von Volksfesten zugetragen haben sollen. Der fremde Mann, der wehrlose Frauen ins Gebüsch zieht, ist eine altbekannte Gefahrenszene, die sich längst als zumindest seltenes Setting sexueller Gewalt erwiesen hat. In unseren Diskussionsrunden spielt sie dennoch eine herausragende Rolle. Diese Kriminalitätsgeschichten sind insofern typisch ländlich, als dass erst die Einsamkeit auf dem Land, in der gerade junge Menschen weite Distanzen meist mit dem Fahrrad und allein zurücklegen müssen, die günstige Gelegenheit zum Übergriff schafft.

Am: [...] da wurde eine nach dem Schützenfest halt auf dem Nachhauseweg...

Cf: Ja das habe ich auch schon...

Am: Ja.

Bf: Mhm.

Am: Die wurde dann ins Maisfeld reingezogen, obwohl die war auf dem Fahrrad, und dann war da einer und, ähm, ich glaube, die vermuteten auch, dass das irgendwie ein Schausteller war oder so, ähm.

(Interview Gruppe Studierende aus B, Z 1118-1128)

Auffällig ist, dass diese Ereignisse den anderen Teilnehmer*innen oft bekannt zu sein scheinen. Ein Teil dieser sexuellen Vorfälle gehört offenbar zum ländlichen Bestand an Kriminalitätsgeschichten, die zugleich der Warnung und als eine Art der Orientierungshilfe dienen, um Gefährdungen aus dem Weg zu gehen. Möglicherweise handelt es sich sogar um leicht variierende Darstellungen derselben Geschichte, die in verschiedenen Diskussionsgruppen kolportiert wird und mit der Unsicherheiten aufgegriffen werden, in der Abgeschiedenheit des Landlebens Opfer eines Gewaltverbrechens zu werden.

Cf: Auch am S-Markt [Volksfest] soll einer rumgefahren sein mit'm Fahrrad...

Ef: Ja, da, ja.

Cf: ...und soll die die Studentinnen da vom Fahrrad gezogen haben und, äh, vergewaltigt haben.

Df: Ja, das gab's ja letztes Jahr.

Cf: Ja.

Df: Das, ja, das ist ja wirklich passiert.

Ef: Das hab' ich auch gehört.

(Interview Gruppe Studierende aus A, Z 164-172)

Die Studentin aus A berichtet vom selben Volksfest wie die Teilnehmerin aus B in der vorangegangenen Passage. Im örtlichen »Crime Talk« wie auch in unseren Gruppendiskussionen wird dieses Fest häufig als insbesondere für Frauen gefährlicher Ort beschrieben, wobei die konkrete Bedrohung kaum je ausgesprochen wird. Offenbar spielt hierbei eine brutale Vergewaltigung am Rande dieses jährlich veranstalteten Volksfestes im Jahre 2010 eine Rolle, die zu einem recht großen medialen Echo geführt hat und auch in einer Folge von »Aktenzeichen XY« behandelt wurde. Das 20-jährige Opfer wurde nachts auf dem Heimweg vom Fest vom Fahrrad gerissen und in einem Maisfeld vergewaltigt.

Werden solche Ereignisse bekannt, ganz gleich, ob sie sich tatsächlich so zugetragen haben, schreiben sie sich in den »Place Talk« ein, wobei der Wahrheitsgehalt und die Quelle der Geschichten sowie die Frage, wie lange das Geschehen zurückliegt, kaum eine Bedeutung für deren Weiterverbreitung und

Rezeption als Warnsignal zu haben scheinen. So stellt auch Brownlow (2005, 590) auf der Grundlage von Fokusgruppendifkussionen fest, dass die untersuchte Unsicherheit eines örtlichen Parks durch Frauen meist damit begründet werde, dass man mal etwas gehört habe und ihn daher lieber meide. Meist ging es um Berichte von Vergewaltigungen, die sich dort zugetragen haben sollen. Nie wurde in den Diskussionen der Versuch unternommen, das Ereignis ins Verhältnis zur allgemeinen Sicherheit in diesem Park zu bringen. Sexuelle Gewalt wird absolut gesetzt, unabhängig von Häufigkeit, situativem Kontext und Zeitpunkt, und markiert diesen Ort als gefährlich.

Erstaunlich ist die in der Gruppe unwidersprochen gebliebene Bemerkung der Studentin, die einen klassischen Vergewaltigungsmythos vorbringt, nach dem ein unvorsichtiges Opfer selbst an seiner Vergewaltigung schuld sei. Statt daran Anstoß zu nehmen, ergänzen die folgenden Redebeiträge der jungen Frauen nur weitere notwendige Schutzmaßnahmen gegen Übergriffe im öffentlichen Raum.

Ef: Ja natürlich würd' ich jetzt nicht an solchen Situationen wie [Volksfest] wirklich besoffen alleine durch die Wallachei laufen.

Cf: Ja.

Ef: Das ist da, muss man auch sagen, das ist auch teilweise 'n bisschen deren eigene Schuld, wenn man da wirklich, äh, ganz alleine 'rumläuft bei so vielen Leuten. Ma- man muss da schon irgendwo meiden, aber ich würde nicht sagen, dass es ganz schlimm ist hier.

(Interview Gruppe Studierende aus A, Z 232-239)

Mit der ausdrücklichen Akzeptanz objektiv beschneidender, subjektiv aber nicht beklagter Investitionen in die eigene Sicherheit wird zugleich das Frauenbild akzeptiert, wonach »Unsicherheit und Verwundbarkeit sie nicht nur attraktiver, sondern in letzter Instanz überhaupt erst weiblich machen« (Sanyal 2016, 89). Die bereitwillig übernommene Verpflichtung zum Selbstschutz bezeugt offenbar immer noch die ehrbare Frau.

Cf: Das ist einfach so, also, ich sehe das auch nicht als Einschränkung, als Belastung oder irgendwie als etwas Negatives an. Das ist einfach so, man passt auf. [...] Also, das ist halt 'nen Muss. Dass, mhh, gerade als Mädchen, als Frau, muss man eben aufpassen [...]. Aber ich sehe das auch nicht als Einschränkung.

(Interview Gruppe Studierende aus A, Z 745-754)

Diese Naturalisierung sexueller Gewalt als »Risiko der *conditio humana*« (San-
yal 2016, 11) kann ebenso die Vergewaltigungsmythen befördern wie auch die
gegen sie gerichteten aktuellen kritischen Sexismus-Diskurse. Liegt der maß-
gebliche Unterschied in den Konsequenzen dieser Diskurse – einmal in der
ausdrücklichen individuellen Verantwortung von Frauen, sich entsprechend
ihrer sexuellen Angreifbarkeit zu verhalten; im anderen Fall in der angemahn-
ten Verantwortung des Staates, vor allem strafrechtlich zu reagieren –, ope-
rieren sie doch beide auf der Grundlage essenzialisierter Figuren der sexuell
gefährdeten Frau und des übergriffigen Mannes.

Diese Geschlechterordnung grundiert auch einen großen Teil der Schutz-
strategien. Während Frauen über alle Statuspassagen hinweg Risikoanaly-
sen und Vermeidungsstrategien beschreiben, erweist sich Männlichkeit gera-
de darin, Sicherheitsmaßnahmen nicht zu thematisieren. So werden weder
etwaige defensive Strategien benannt noch offensive genauer als Präventiv-
maßnahme beschrieben, mit denen die Kontrolle erlangt wird.

Von Männern wird im Gegensatz erwartet, die Kontrolle aktiv auszuüben,
zum einen gegenüber sich selbst und ihrer Furcht, zum anderen die Kontrolle
über Situationen zu erlangen, indem Autorität und Macht demonstriert wer-
den (Brownlow 2005, 584). Hinzu tritt die besondere Betonung von Männ-
lichkeit im ländlichen Raum.

»Ebenso wie rurale Gemeinschaften in der nationalen Kultur als die authen-
tischen Formen von Gemeinschaft konstruiert werden, symbolisieren Män-
ner vom Land ebenso das, was »authentische« Männlichkeit in der nationalen
Kultur und unter Männern bedeutet«. (Carrington/Scott 2008, 650)

Die auf dem Land bestehende betonte Maskulinisierung des Männlichen
drängt zugleich die Landfrauen (und ebenso Männer, die diesen kulturel-
len Männlichkeitsidealen nicht ganz entsprechen) stärker in die Rolle des
Weiblichen, das als Negation des männlichen Prinzips verstanden wird. »Die
Frauen auf dem Land sind definiert durch ihre fehlende Beziehung zum
Land und durch Zweifel an der Widerstandskraft ihres Körpers und ihrer
körperlichen Fähigkeiten zur Arbeit auf dem Land, etwa im Bergbau oder in
der Landwirtschaft.« (Ebd.)

3. Der Mann, auf den noch eingetreten wird

Die geringere soziale Dichte des ruralen Raums führt dazu, dass die Bewohner*innen erwartbaren Konflikten kaum aus dem Weg gehen können und eine besondere Fähigkeit zur Entschärfung und im besten Fall zur Befriedung entwickeln, wo es in der Stadt ausreicht, einer akut brenzligen Situation zu entkommen. Ebenso wie die offenen Haustüren auf dem Land oder die lange Zeit nicht bemerkten Leichen in einem anonymen städtischen Hochhaus dient die Erzählung vom Nachtreten auf einen bereits am Boden liegenden Kontrahenten in der Stadt und auf dem Land gleichermaßen als »Verdichtungssymbol« (Edelman 2005, 138), an das sich eine Reihe dominanter Sorgen heftet. Es geht hierbei nicht allein um die Annahme erhöhter Gewaltbereitschaft, sondern darum, eine generelle Enthemmung und Rücksichtslosigkeit in der gesamten Gesellschaft, kurzum: einen Niedergang der Moral zu beklagen.

Ef: [...] Schon mal so Kneipenschlägereien, nā, an-an-an Festen. Wir haben [Stadtfest] im Herbst, dann kommen schon mal Schlägereien, ne, aber...

Am: Die hat es immer gegeben, früher auch schon.

Ef: ...ja, doch schon mal vor zwei, drei Jahren. Dieser eine Wirt, ne, der dann so so heftig verprügelt wurde, ...

Am: Ja, was mich wundert.

Gm: Ja, ja.

Ef: ...dass er sein Leben lang einen Schaden hatte.

Am: Genau, und dann finde ich eigentlich auch schrecklich, wie man das machen kann. Und ändern kann, weiß ich auch nicht, dass Jugendliche häufig, die treten auf einen, wenn der da schon am Boden liegt, dann treten sie gegen den Kopf und solche Dinge. Das ist doch grausam.

(Interview Gruppe Senioren aus B, Z 1153-1166)

Brutale Nachtretgeschichten werden häufig von Raufereien zwischen Männern abgegrenzt, die es immer schon gegeben habe und die nicht der Kriminalität im gefühlten Sinne zugeordnet werden. Sie scheinen das rurale Lebensgefühl keineswegs zu irritieren, sondern eher zu bestätigen, gelten sie doch als robuste, aber im Rahmen des Anstands begrenzte und schließlich friedlich beigelegte Auseinandersetzungen, die so doch wieder soziale Nähe ausdrücken. Diese Kontrastierung ist nicht unähnlich zur städtischen Sicht, in der die Differenz zwischen einem »ehrlichen Kampf« zwischen Männern,

in dem häufig Konkurrenten um eine Frau buhlen, auch deutlich abgesetzt wird zur beklagten hemmungslosen Gewalt heutzutage.

Drücken sowohl im ländlichen als auch im städtischen Raum diese verbreiteten Thematisierungen eine Verklärung früherer Zeiten aus, in denen es auch mal grob, aber doch letztlich sittlich zugeht, gewinnt diese Moralerzählung auf dem Land noch eine tiefere Bedeutung. Der rurale Mann repräsentiert die raue, traditionsgebundene, ursprüngliche und naturverbundene Eigentlichkeit des Ländlichen, in dem auch die patriarchale Ordnung unangefochten ist, wie ebenso umgekehrt das Ländliche durch diese Männlichkeit verkörpert wird.

Die enthemmte Gewalt der »Protestmaskulinität« (Connell 1995) oder »Hyper-Maskulinität« (Carrington/Scott 2008) dagegen zeigt eine ins Wanken geratene Ordnung an, in der auf die Destabilisierung hegemonialer Männlichkeit (Connell 1995) reagiert wird. Damit aber gilt zugleich auch der *Raum eigentlicher Maskulinität*, das ursprüngliche Leben auf dem Land, als gefährdet. Die antipatriarchalen gesellschaftlichen Diskurse treffen so die vermeintliche innere Natur von Männlichkeit wie gleichfalls die mit ihr verknüpfte Ländlichkeit.

Eben diese zweifache Bedeutung errahnen die Landbewohner*innen offenbar. Erbost man sich in der Stadt über hemmungslose Gewalt, die als (weitere) Kriminalitätsbedrohung verstanden wird, tritt im ländlichen Raum hinzu, dass die wahrgenommene Enthemmung gleichermaßen für die Erosion der traditionellen Maskulinität wie auch für die Dekonstruktionen des Ruralen steht. Exzessive Gewalt wird so nicht nur als Zeichen für den Einzug von ernster Kriminalität in das friedliche Landleben verstanden, sondern zugleich als Warnung vor der Auflösung des Ländlichen überhaupt, das wesentlich durch die Dominanz traditioneller Männlichkeit mit schroffen, aber der Fairness verpflichteten Werten charakterisiert ist.

Diese moralischen Niedergangsnarrative werden im städtischen und ländlichen Raum in ähnlicher Weise formuliert, doch auf dem Land treten sie mit besonderer Stärke hervor. Hier wird nicht nur ein Verlust einer allgemeinen moralischen Ordnung beklagt, sondern zugleich der des ländlichen Lebensraums befürchtet, der sich für dessen Bewohner*innen vor allem anderen durch diese traditionellen Wertorientierungen auszeichnet. So wird die Zeitdimension häufig noch um eine Ortsdimension ergänzt. Man empört sich nicht nur, wie im urbanen Raum, darüber, was *heutzutage* alles passiert, sondern zusätzlich auch darüber, dass es sogar *hier* passiert. In vielfach schwärmerischen Darstellungen wird die soziale Harmonie auf

dem Land betont. Dies geschieht aber oft in Verbindung mit einer rückwärtsgewandten Perspektive, wonach das Landleben nicht mehr das ist, was es einmal war. Mit diesen Niedergangsnarrativen des Ländlichen gewinnen damit Kriminalitätsdiskurse an Bedeutung. Kriminalität aus Sicht der Landbewohner*innen ist ein fremder, in die Ländlichkeitskonstruktionen nicht recht integrierbarer Phänomenbereich. Kriminalität ist nicht nur bedrohlich bis ärgerlich, sondern sie gehört einfach nicht hier her, ereignet sich »out of place« (Cloke 2006).

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brownlow, A. (2005): A Geography of Men's Fear. In: *Geoforum* 36(5), 581-592.
- Carrington, K./Scott, J. (2008): Masculinity, Rurality and Violence. In: *British Journal of Criminology* 48(5), 641-666.
- Cavender, G./Bond-Maupin, L./Jurik, N.C. (1999): The Construction of Gender in Reality Crime TV. In: *Gender & Society* 13(5), 643-663.
- Cloke, P. (2003): Knowing Ruralities? In: Cloke, P. (Hg.): *Country Visions*. Harlow u.a.: Pearson, 1-13.
- Cloke, P. (2006): Rurality and Racialized others: Out of Place in the Countryside? In: Cloke, P./Marsden, T./Mooney, P. (Hg.): *The Handbook of Rural Studies*. Thousand Oaks: Sage, 379-386.
- Connell, R.W. (1995) *Masculinities*. Berkeley: Routledge.
- Edelman, M. (2005): Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns, 3. erw. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Guerette, R. (2010): Explaining Victim Self-Protective Behavior Effects on Crime Incident Outcomes. In: *Crime & Delinquency* 56(2), 198-226.
- Jennett, C. (1998): Qualitative Review. In: Tulloch, J./Lupton, D./Blood, W./Tulloch, M./Jennett, C./Enders, M. (Hg.): *Fear of Crime*, NCAVAC. Canberra: Attorney-General's Department Commonwealth of Australia, 29-62.
- Klimke, D. (2008): Wach- & Schließgesellschaft, Sicherheitsmentalitäten in der Spätmoderne. Wiesbaden: VS.

- Klimke, D./Oelkers, N./Schweer, M. (Hg.) (2019): Sicherheitsmentalitäten im ländlichen Raum. Wiesbaden: VS.
- Koskela, H. (1998): Gendered Exclusions: Women's Fear of Violence and Changing Relations to Space. In: *Geografiska Annaler B* 81(2), 111-124.
- Little, J. (2008): Nature, Fear and Rurality. In: Pain, R./Smith, S.J. (Hg.): *Fear: Critical Geopolitics and Everyday Life*. Aldershot: Routledge, 87-97.
- Löw, M. (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Madge, C. (1997): Public Parks and the Geography of Fear. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 88(3), 237-250.
- Milbourne, P./Kitchen, L./Stanley, K. (2006): Social Forestry: Exploring the Social Contexts of Forests and Forestry in Rural Areas. In: Cloke, P./Marsden, T./Mooney, P. (Hg.): *The Handbook of Rural Studies*. London u.a.: Sage, 230-240.
- Sanyal, M.M. (2016): *Vergewaltigung*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Tewksbury, R./Mustaine, E.E. (2003): College Students' Lifestyle and Selfprotective Behaviors. Further Considerations of the Guardianship Concept in Routine Activity Theory. In: *Criminal Justice and Behavior* 30(3), 302-327.
- Weisheit, R./Wells, L.B. (1996): Rural Crime and Justice. Implications for Theory and Research. In: *Crime and Delinquency* 42(3), 379-397.
- West, C./Zimmerman, D.H. (1987): Doing Gender. In: *Gender & Society* 1(1), 125-151.